

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

121

Humoristische Novelle von O. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

„Die brauche ich selbst, aber —“ sie schaute im Schuppen umher und rief dann erfreut: „Dort hängt ein Schurz Christians, den kannst du umbinden.“

Er stand auf und band den groben, dunklen Schurz vor, dann trat er zu dem Korbe. „Welche soll ich nehmen?“ fragte er.

Sie gab ihm ein schneeweißes Tierchen in die Hand. „Die habe ich gepflegt, als sie einmal das Füßchen gebrochen hatte,“ sagte sie, und ihre Stimme war ganz umflort: „nun muß sie auch sterben für uns.“

„Für dich hätte sie es vielleicht gerne getan,“ meinte er. Sie schüttelte den Kopf. „Ganz abgesehen davon, daß eine Ente doch wohl anders empfindet als ein Mensch, würde auch ein Mensch so nicht für einen andern sterben wollen. Sterben können aus Herzwahl, das ja, aber geschlachtet und gebraten werden, — nein.“

Gustav wollte hellauf lachen, aber Mariechen sah so schwermütig drein und darum bezwang er sich. „Also braten liebst du dich auch für den liebsten Menschen nicht?“ fragte er.

„Nein,“ entgegnete sie ernsthaft. Er dachte eine Weile nach, dann fing er an zu sprechen; hie und da zuckte ein leises Lächeln um seine Mundwinkel.

„Stelle dir mal vor, Mariechen, du und ich, wir machten in größerer Gesellschaft eine Reise nach Afrika und fielen alle in die Hände von Menschenfressern; die verlangten dann als Bedingung für die Freilassung der andern ein Glied der Gesellschaft als Braten. Man zöge natürlich das Los und es fiel auf mich, du müßtest zusehen, wie man mich umständlich schlachtet, spickt und brät — sage einmal, was dächtest du da? Dächtest du: Geschieht ihm schon recht, er hat mich oft geärgert — oder dächtest du: Der arme Kerl, es ist doch eigentlich schade um ihn?“

Sie hatte ihm aufgeregt zugehört, er sah, daß sie sich ganz in die Situation hineingelebt hatte; jetzt sagte sie eifrig: „Ich ginge zu dem Häuptling hin und sagte: Bitte schlachten Sie mich!“

„Aha, siehst du,“ rief Gustav triumphierend; „du hast doch gesagt, das täte ein Mensch für den andern nicht.“

„Ja siehst du,“ meinte sie zögernd, „bis zum Schlachten wäre ja nichts weiter dabei, aber das Spicken und Braten, das wäre entsetzlich. Freilich könnte ich nichts dagegen tun wenn ich einmal tot wäre, aber ich möchte doch nicht, daß du mich im Andenken hieltest gespickt und gebraten.“

Er konnte nicht umhin, zu lächeln.

„Siehst du, du würdest lachen, lachen über meinen Opfertod,“ rief sie aufgebracht; dann sagte sie melancholisch hinzu: „Und eigentlich wundert mich das gar nicht. Es ist ungerecht, aber wir Menschen wollen die Toten, die wir beklagen, immer von einem poetischen Schimmer umgeben sehen, und darum wehren wir uns gegen manche Todesarten, die uns lächerlich oder verächtlich erscheinen. Man verachtet die, die sich aufhängen und bewundert törichterweise die, die sich erschießen; es ist ganz und gar nicht gleichgültig, ob einer von einem Geschütz oder von einem Mistwagen überfahren wird, ob einer im Meer oder in einem Tümpel ertrunken ist, und doch haben alle das Gleiche erlitten und sind alle gestorben.“

Gustav hatte das Mädchen verwundert betrachtet.

„Du bist ja eine ganze Philosophin geworden,“ sagte er.

„Ich habe viel nachgedacht in letzter Zeit, und da kommt man auf allerlei,“ entgegnete sie.

„Wenn Mädchen nachdenken, dann haben sie einen Herzenskummer,“ versetzte er ernst.

„Ei, so meinst du, wir Mädchen seien gar so oberflächlich?“ rief sie eifrig. „Man kann doch auch einmal über die Ungerechtigkeit des Schicksals und der Menschen nachdenken.“

„Ja, die Menschen!“ sagte er tief aufseufzend. „Sie sind so ungerecht, besonders in ihrem Urteil über einen andern; sie sehen nur das Aeußerliche, ohne nach den Beweggründen für eine Handlung zu suchen. Und wenn man's dann merkt, daß man ungerecht beurteilt wird, so ist das sehr fränkend.“

„Wie — meinst du das?“ fragte sie, ihn forschend betrachtend. „Hat dich jemand gekränkt?“

„Das fragst du noch? Fühlst du dich gar nicht schuldig?“

Sie riß die Augen auf. „Ich?“ fragte sie erstaunt. „Natürlich du!“ versetzte er, ohne den Blick zu erheben, er rupfte emsig an seiner Ente.

„Aber was habe ich dir denn getan?“ rief sie.

„Getan?“ wiederholte er. „Getan hast du nichts, aber eine Menge unterlassen. Du hast nicht mitgehalten, wenn wir uns alle unterhielten, du warst nicht ein bißchen lieb zu mir, hast mir keinen Bedenzypfel und keinen von dir angebissenen Apfel geschenkt wie früher, kurz, du warst abscheulich.“

„Aber Gustav,“ sagte sie schüchtern, aber sichtlich gedrückt von dem Gewicht der gegen sie erhobenen Beschuldigungen.

„Richtig!“ unterbrach er sie rasch; „Gustav hast du auch immer gesagt statt Gustl oder gar Gustler!“

„Aber du, du hast dich doch nur um Ditha gekümmert und gar nicht um mich, alle Witze hast du ihr erzählt und beim Spaziergang hast du dich in ihren Arm gehängt und hast ihren Sonnenschirm getragen, und da soll ich lieb sein mit dir und soll dir Bedenzypfel und Äpfel schenken und Gustler sagen, wenn du mich doch nicht leiden magst und“ — es ging ihr fast der Atem aus, so hastig und fast schluchzend hatte sie das alles hervorgesprudelt.

Entzückt sah sie Gustav an, sie war so herzlich in ihrem Eifer, mit den geröteten Wangen und den feuchtschimmernden Augen; am liebsten hätte er sie an sich gezogen und so recht von Herzen geküßt, aber er mußte seinen Vorteil wahren; und es war für ihn entschieden vorteilhafter, den Getränkten zu spielen und sich veröhnen zu lassen als umgekehrt die Kleine zu versöhnen.

„Na ja, wie ich sage, nach dem äußeren Schein beurteilt,“ sagte er, resigniert seufzend. „Also du glaubst, daß ich die Ditha lieber habe als dich?“

„Nun ja, freilich,“ entgegnete sie kleinlaut, durch seinen Ton stußig gemacht.

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen,“ beklammerte er in der Art der Tante Amalie. „Weißt du, warum ich mich ein bißchen mehr um Edith bekümmert habe?“

„Wollt ihr beiden Gräber Maldemar ein wenig setzen wollen, er ist an wenig fest und dadurch fördern.“ Log er lähn, denn er wollte des Mädchens kindliches Gefühl nicht kränken, indem er ihr sagte, daß es ihm eigentlich nur darum zu tun war, den guten Dinkel Kienholz zu ärgern. Die Kleine sah ihn ungläubig an.

„Ist das wirklich war?“ fragte sie.
„Mit welchem Recht zweifelst du daran?“ fragte er beleidigt zurück.

„Weil, weil“ — begann sie, dann schwieg sie plötzlich. In ihr tobte ein gewaltiger Kampf; der Papa hatte es doch so streng verboten, von Ediths Reichthum zu sprechen, und wenn sie es jetzt täte, so handelte sie nicht nur dem väterlichen Gebot zuwider, sondern auch zu ihrem eigenen Schaden; denn wenn Gustav sich wirklich ein wenig für Edith interessierte, so mußte die reiche Erbin noch begehrenswerter für ihn sein. Die Männer sind heute so erbärmlich schlecht, das wußte Mariechen schon von der Trine, und die hatte es an sich selber erfahren. Aber der echte herbe Mädchenstolz in ihr trug den Sieg davon; wenn Gustav dem Gelde nachging, so mochte er gehen, sie hatte dann nichts an ihm verloren; und mochte sie dann auch der Vater schelten, was lag ihr daran? So weh taten die Schelte nicht als die Enttäuschung, die sie in ihrer jungen Liebe erlitten hatte.

„Nun, weil?“ fragte Gustav ungeduldig, weil sie so lange schwieg. Sie warf den Kopf trotzig in die Höhe.
„Weil Edith reich ist, und reichen Mädchen macht man nicht zum Spaß den Hof, und man hilft auch einem andern nicht ihre Gunst gewinnen; die behält man schon für sich selber.“

„Nun leuchtete es in Gustavs Augen plötzlich auf wie flammende Entrüstung; er gab sich einen Ruck, daß die halbgerupfte Ente zu Boden fiel und unbewußt ballte er die Hände.“

Bis jetzt war ihm die Unterredung mit Mariechen ein süßes, reizvolles Spiel gewesen; er kannte den Herzenszustand seiner kleinen Base so genau, teils aus seiner eigenen Beobachtung, teils aus dem heutigen Morgengespräch mit seiner Mutter. Ihre Tränen und Seufzer, ihr Sehnen nach dem Tode hatten ihm so weh getan, und nur mit äußerster Selbstbeherrschung hatte er es vermocht, die andern auf dem Spaziergange zu begleiten; mit welcher Bönne war er zurückgekehrt, nachdem er sich mit einer Ausrede von den Begleitern losgemacht hatte; und als er das Mädchen erblickt hatte, wie selig hatte es ihn da durchzuckt und wie gern wäre er auf sie zugeeilt und hätte sie samt ihrem Entenkorb umarmt und ihr gesagt: „Sei mein, du mein Liebste für alle Zeit!“ Aber da war es ihm plötzlich reizvoller erschienen, sie langsam, ganz langsam vorzubereiten für das große Glück, das er ihr schenken wollte. Und nun war auf einmal das Häßliche gekommen, das er in dieser reinen jungen Seele nicht gesucht hätte, den Verdacht einer Berechnung seinerseits.

„Also das hast du von mir geglaubt?“ sagte er und atmete tief auf; er streifte mit dem Blick über sie hin und wandte dann sein Gesicht ab.

Mariechen hatte ihn gespannt betrachtet, erst war sie stolz darauf gewesen, daß sie jene Aeußerung gewagt hatte, dann verblüfft, daß sie ihn nicht zerknirscht darüber gesehen hatte, und zuletzt, als sein Blick halb traurig, halb zornig auf ihr geruht hatte, war sie sich der ganzen Grundlosigkeit ihres Verdachts bewußt geworden, und sie kam sich so erbärmlich, so niedrig vor, daß sie am liebsten in den Erdboden versunken wäre.

„Gustav!“ rief sie bittend, „so habe ich es ja gar nicht gemeint, gewiß nicht, ich habe ja nichts Schlechtes von dir gedacht. Das tun ja so viele, ich weiß es von der Trine —“

„Aber ich nicht,“ sagte er dumpf, ohne sie anzusehen.
„Nein, du nicht,“ rief sie; „jetzt weiß ich es und ich hätte es auch nicht geglaubt, wenn nicht alles in unserm Hause —“ sie hielt inne, die Erregung schnürte ihr die Kehle zu. „Ach, Gustav, so sieh mich doch wenigstens an!“ flehte sie. Er schüttelte den Kopf, und da kniete sie neben ihm nieder, nicht darauf achtend, daß sie in den Federkorb kniete.

„Gustav,“ bat sie schluchzend, „ich will ja nicht, daß du mich mehr liebst, aber verachten sollst du mich nicht ganz! Ich kann ja nicht dafür, die Lust bei uns ist vergiftet, seit

„Ich glaube, sogar der Fritz, und da war's doch kein Wunder, wenn du auch . . . Wir haben's ja freilich geheim gehalten, aber du bist ja so klug und — und — ach, Gustav, laß mich nicht so bitten, sieh mich doch an!“

Er wandte sich zu ihr und strich leise mit der Hand über ihren Blondkopf. „Schau, Mimi,“ sagte er sanft, „das hättest du uns beiden ersparen können, du bist so jung, du solltest die Welt noch mit anderen Augen ansehen. Siehst du, ich bin schon älter als du und schon ein wenig herumgekommen, und nicht einmal daran gedacht habe ich, daß du meinem bishen Courtmachen bei der Ditha so häßliche Motive unterschiebst.“

Sie hob das tränennasse Gesicht zu ihm empor. „Das habe ich auch nicht, Gustav, eigentlich ist mir das erst später durch den Kopf geschossen, ursprünglich war ich nur ganz gewöhnlich eifersüchtig und habe nur geglaubt, du seiest in Ditha verliebt, weil sie ja in jüngster Zeit so merkwürdig gewonnen hat. Das Garstige habe ich mir dann erst eingeredet, weil ich dich nimmer lieb haben wollte, und da habe ich dich vor mir selber schwarz gemacht; und daß ich dir's gesagt habe, das war auch nur, weil du mich nicht für ein ganz dummes Gänschen halten solltest.“

„Mit deiner Weltweisheit hast du prunken wollen? O, du Ganserl, du!“ rief er.

Sie sah ihn so selig an, als ob er ihr die größte Schmeichelei gesagt hätte. „Du verzeihst mir?“ fragte sie schüchtern. „O, wie gut du bist! Ach, wenn du wüßtest, wie leid es mir tut, daß ich nur eine Minute lang schlecht von dir gedacht habe, ach, wie leid, wie leid!“

„Versprichst du mir, nie wieder so abscheulich von mir zu denken?“

„Niemals, niemals wieder!“ beteuerte sie. „Ich habe ja selbst so sehr darunter gelitten, mein Gott; wie viele Nächte habe ich deinetwegen durchgeweint!“

Nun stieg es ihm selber heiß in die Augen und er hatte Mühe den ernstesten Ton festzubalten, mit dem er fortfuhr: „Und wirst du mich auch wieder lieb haben, so schön und so heilig und gläubig wie damals im Wald, als der Fritz mit seinen Ameisen kam und damals auf dem Apfelbaum, wie wir den Orakelapfel auseinander gebissen haben, und damals auf der Stiege, wo ich dir den Fuß geraubt habe —“

Des Mädchens Augen leuchteten, als sie an all diese lieben schönen Augenblicke dachte; sie sprang auf, daß die Federn aus dem Korb um sie aufwirbelten, und erfaßte Gustavs beide Hände. „Ja, Gustav, so lieb wie damals, und noch viel tausendmal lieber habe ich dich!“

Da zog er sie an sich und küßte sie, küßte sie wie toll, und dann drehte er sich übermütig mit ihr herum, dabei rissen sie den Federkorb um und es war ein Gestöber in dem Schubben, daß man kaum hindurchsah. Und gerade in diesem Augenblick kam Mama Kienholz, um nach ihren Enten zu sehen.

„Ja — was ist denn das? Was geschieht denn da?“ fragte sie erstaunt, ohne sich im ersten Augenblick auszukennen. Die beiden sahen auseinander.

„Ach Mama, — ach Mama,“ stammelte Mimi verlegen.

„Du bist da, Gustav?“ fragte Frau Kienholz, den Reffen jetzt erst erblickend, „ich dachte doch, du seiest mit den andern!“

„Ich war's auch, Tante,“ entgegnete Gustav, der sich inzwischen gefaßt hatte; „aber da ist mir eingefallen, daß ich noch einen notwendigen Brief zu schreiben hatte, und da bin ich umgekehrt.“

„Ach so, da hast du wohl so heftig geschrieben, daß die Federn umherliegen?“

Gustav lachte. „Nein, das nicht, gar so eilig ist der Brief wieder nicht; ich habe nur mit Mimi einen Tanz probiert.“

„So so; na, das wird dein Magen büßen müssen, morgen, während wir die Enten essen, wirst du tanzen; da spielen wir Grille und Ameise,“ sagte die Tante.

„O, da muß ich bitten, ich habe sogar mitgerupft,“ verteidigte sich Gustav.

„Na, weißt du, ein andermal lieber nicht,“ meinte sie lächelnd; „deine Mitwirkung ist etwas zeitraubend.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Desinfektor Hercules.

Es hat lange keine Zeit gegeben, in der das Desinfektionswesen von so überragender Bedeutung gewesen ist als heute, und darum interessiert hier ein Vortrag, den Ingenieur Max Sommer kürzlich in der führenden technischen Vereinigung Berlins, der „Polytechnischen Gesellschaft“, gehalten hat. Daher sei hier der Vortrag nach einem technischen Fachblatt mit gültiger Erlaubnis des Verfassers wiedergegeben:

Der Schwefel-desinfektor „Hercules“.

Der Schwefel-desinfektor „Hercules“ eignet sich in ausgezeichnetem Maße zur radikalen Vernichtung allen Ungeziefers, wie Wanzen, Flöhe, Schwaben, Motten, Mücken, Fliegen, Ratten, Mäuse usw.

Abgesehen von der Widerlichkeit und Lästigkeit solchen Ungeziefers, ist es auch wissenschaftlich erwiesen, daß die Tiere die Ueberträger schwerer Ansteckungskrankheiten sind. So ist z. B. die unter dem Namen „Anopheles“ bekannte Stechmücke die Ueberträgerin der Malaria; Ratten und Mäuse, deren Flöhe die Menschen anspringen, übertragen dadurch die Pest; die Fliegen sind ganz sicher die Ueberträger der Maul- und Klauenseuche, und das schwarze Fieber, welches ursprünglich in Indien heimisch ist und dort fürchterliche Verheerungen anrichtet, da die Sterblichkeit der von dieser Krankheit Befallenen 96 Prozent beträgt, ist durch die Wanze bereits nach China, den malaischen Inseln, nach Aegypten und von da auch schon nach Europa verbreitet worden. Dabei ist es sehr wohl möglich und wahrscheinlich, daß die vorerwähnten Tiere auch noch andere als die hier angegebenen Krankheiten übertragen.

Alle Mittel die man bisher zur Vertilgung dieses Ungeziefers anwandte, erfüllten ihren Zweck nur unvollkommen; insbesondere konnte man auch der Wanze, die nach Dr. Mueller für unsere Haushaltungen der allergefährlichste und lästigste Blutsauger ist, der auch unbedingt Ueberträger der meisten und gefährlichsten Infektionskrankheiten sein muß, nie gründlich zu Leibe gehen, weil sie sich in die schmalsten Ritzen und unzugänglichsten Schlupfwinkel, meist noch hinter die Tapeten, verkriecht, so daß selbst der gewiegteste Kammerjäger nicht instande ist, alle Schlupfwinkel aufzuspüren oder bei den verzweigten feinen Ritzen hineinzureichen. Da die Wanze zudem eine unerschöpfliche Lebenskraft und ungeheure Vermehrungsfähigkeit besitzt, so ist die Plage bald wieder so stark wie vorher, wenn auch nur eine kleine Brutstelle übersehen oder eine einzige Wanze lebend zurückgelassen ist.

Das einzige, sichere Mittel zur Vernichtung allen Ungeziefers ist allein die schweflige Säure, ein durch Verbrennen von Schwefel entstehendes Gas, da nur ein solches in alle Winkel und Ritzen sowie hinter die Tapeten wirksam gelangen kann. Das einfache Ausschweifen der Räume ergab jedoch stets nur unvollkommene Resultate, weil der Schwefel in offenen, nicht besonders dazu konstruierten Gefäßen viel zu langsam verbrennt. Je länger der Schwefel zum Verbrennen braucht, desto mehr schweflige Säure geht verloren.

Nicht allein durch die Undichtheiten der Fenster, Wände, Fußböden usw. entweicht um so mehr Schwefeldioxyd, je langsamer die Verbrennung vor sich geht, sondern auch von dem Rast der Wände, der Feuchtigkeit, dem Ammoniak in Stallungen usw. wird die schweflige Säure außerordentlich rasch aufgesogen, so daß sie unwirksam wird. Hierzu kommt noch die ungünstige Verteilung der Gase im Raum. Die schweflige Säure ist ein schweres Gas, das sich gern am Boden ansammelt, so daß die oberen Teile der Räume ungenügende Mengen Gase erhalten.

Um aber den Zweck, die absolute Vernichtung der Tiere, zu erreichen, ist es unbedingt erforderlich, daß der zu desinfizierende Raum schnell und genügend mit schwefliger Säure gleichmäßig geschwängert wird. Es ist deshalb nicht nur eine sehr starke, sondern auch eine möglichst schnelle Entwicklung der schwefligen Säure und deren gleichmäßige Verteilung im Raum unerlässlich. Herr Dr. Freiherr von Walthers, Professor an der technischen Hochschule zu Dresden, hat nun einen Schwefel-Verbrennungs-Ofen konstruiert, der alle an einen solchen zu stellende Anforderungen in vollstem Maße erfüllt.

Der ca. 40 Zentimeter hohe und lange, sowie 12 Zentimeter breite Apparat wiegt nur etwa 200 Gramm, ist also leicht transportabel. Er besteht aus einem nutzenförmigen Unterteil zur Aufnahme des Schwefels und einem mit Löchern versehenen Deckel, aus dessen Mitte sich ein Schornstein erhebt. Die Handhabung ist die denkbar einfachste. Der Schwefel wird in Blöcken in die Mulde und oben auf, zum möglichst gleichmäßigen, schnellen Anbrennen, Schwefelfaden über die ganze Oberfläche gelegt. Es soll nur reiner, arsen- und selenfreier Schwefel verwendet werden. Nach dem Anzünden des Schwefelfadens, der dann den Schwefel in Brand setzt, wird der Deckel darüber geklappt und der Apparat, den man vorsichtshalber auf einen Untersatz von Steinen oder eine Metallplatte gestellt hat, wird sich selbst überlassen und verrichtet allein die ganze Desinfektion ohne weitere Arbeit.

Ein peinliches Abdichten der Fenster- und Türen ist nicht notwendig; es genügt, sie einfach zu schließen. Schädigungen an in dem betreffenden Raume befindlichen Nahrungsmitteln oder Einrichtungsgegenständen sind nicht zu befürchten, nur Silberzeug, welches sonst anläuft und wieder gepußt werden müßte, Stoffe mit empfindlichen Farben und lebende Blumen sind zu entfernen. Dafür sind Schränke zu öffnen und Bettzeug sowie Matratzen so auseinander zu breiten, daß die Gase überall bequem hinlangen können. — Bei dem in Brand gesetzten Apparat wird die Luft mit ihrem Sauerstoffgehalt infolge des Schornsteins durch die Löcher des Deckels derart angesaugt, daß sich an jedem Loch eine auf den Schwefel wirkende Stichtamme bildet, sodaß der Schwefel außerordentlich rasch unter starker Hitzeentwicklung verbrennt. Die schwefligsauren Verbrennungsgase werden durch den Schornstein mit solcher Kraft nach oben gewirbelt, daß sie vorerst an der Decke des Raumes sich ausbreiten und durch ihre Schwere zuerst an der Decke und den oberen Teilen der Wände und dann allmählich tiefer sinkend überall in dem betreffenden Raume die Luft aus den feinsten Ritzen verdrängen und selbst, alles Lebende sofort vernichtend, in alle Schlupfwinkel, auch hinter die Tapeten, eindringen.

Die ganze Desinfektion dauert etwa fünf Viertelstunden, und nach Lüftung ist der Raum sofort wieder benutzbar. Da widerstandsfähige Eierbrut vorhanden sein kann, empfiehlt es sich, die Desinfektion zu wiederholen, sobald die junge Brut ausgeschlüpft und ihrerseits noch nicht fortpflanzungsfähig ist, was nach zwei bis drei Wochen nach der ersten Desinfektion geschehen kann. Dann kann man sicher sein, daß nichts von Ungeziefer mehr vorhanden ist und auch nichts mehr später sich zeigen wird, falls keine Einschleppung von außen stattfindet. Es ist durch Tatsachen erwiesen, daß man bei der Bekämpfung des Ungeziefers auch gesundheitlich staunenswerte Erfolge erzielt. So wurde z. B. Rio in sechs Jahren nur durch systematische Mückenvernichtung völlig vom Gelbfieber frei und San Paolo, welches durch Malaria vollkommen verseucht war, ist durch gleichen Vernichtungskampf seuchenfrei geworden und geblieben.

Das wirksamste Kampfmittel war und ist auch dort die schweflige Säure. Auch für Ostafrika hat z. B. Generaloberarzt Professor Dr. Sieudel, Medizinalreferent im Reichskolonialamt, der sich im Staatsauftrag zusammen mit Medizinalrat Professor Dr. Nocht zur Erforschung der Bekämpfung der Krankheitsüberträger dorthin begeben hatte, die radikale Desinfektion der Eingeborenenhütten durch schweflige Säure vorgeschlagen.

Der Apparat zur Schwefelverbrennung nach dem System des Professors von Walthers war bisher unter dem Namen „Hya“ im Handel. Nachdem er jetzt noch verbesserte Konstruktionen erfahren hat, wird diese verbesserte Konstruktion unter dem Namen „Hercules“ verkauft. Wie ausgezeichnet die Wirkung dieses Apparates ist, geht u. a. schon aus der großen Zahl von Anerkennungschriften hervor; es sei hier aber noch eine besonders charakteristische Tatsache geschildert:

Ein Vertreter, der dem Verwalter eines Berliner Grundstücks einen Apparat offeriert hatte, bekam zur Antwort, daß der Verwalter momentan keinen brauche, da die einzige Wohnung, wo sich Wanzen befunden hätten, derentwegen der Mieter ausgezogen sei, nunmehr nicht nur von einem Kammerjäger gründlich desinfiziert worden sei, wobei auch alle Tapeten heruntergerissen worden

Der Vertreter jedoch immer wieder die Vorteile des Apparates aufzählte, wobei er darauf hinwies, daß die Gase auch in die kleinsten Ritzen eindringen, erklärte der Verwalter, der das nicht recht glauben wollte, er wolle dem Vertreter Gelegenheit geben, einen Versuch zu machen, nach dem er, wenn der Versuch gelingen würde, einen Apparat für spätere Fälle kaufen wolle. Es wurde nun seitens des Verwalters eine lebende Schwabe in eine leere Zigarrenkiste gesetzt und die Kiste in der gereinigten Wohnung, die sonst leer war, auf ein Tischchen in einer Ecke gesetzt; darauf wurde der Apparat mitten im Zimmer aufgestellt und in Brand gesetzt. Als man nach ca. 2 Stunden wieder das Zimmer betrat und gelüftet hatte, stellte es sich heraus, daß nicht nur die Schwabe in der Kiste tot war, sondern man fand auf dem Fußboden nahe den Wänden außerdem, trotz der durch einen Kammerjäger unter Garantie erfolgten Desinfizierung und der Neutapezierung, nicht weniger wie 16 tote Wanzen, die verstanden hatten, sich vor dem Kammerjäger zu retten, jedoch jetzt durch die Gase in ihrem Schlupfwinkel aufgestöbert worden waren, ihren Unterschlupf verlassen hatten und, von den Gasen getödtet, heruntergefallen waren! — Der Apparat wurde sofort von dem Verwalter erworben.

Scherz und Ernst.

— Ein höchst seltsames Schreibmaterial. Von Erfindung der Schreibkunst bis auf unsere Tage hat man sich der verschiedenartigsten Materialien bedient, um darauf zu schreiben: Steine, Holz, Metalle, Baumblätter, Bast, Tierhäute, Papier und dergleichen mehr. Im dreißigjährigen Kriege wurde aber einmal ein Material benutzt, welches sonst wohl noch nie gebraucht worden, nämlich der Rücken eines lebenden Menschen.

Der berühmte schwedische General Torstensohn befand sich im Jahre 1645 mit seiner Armee in Böhmen und suchte gegen Oesterreich vorzudringen; um die Vormärtsbewegung allgemein zu machen, sandte er Befehle an seine mit ihren Regimentern zum Teil weit entfernt stehenden Obersten; allein die Boten und Ueberbringer dieser Befehle verfehlten dadurch den Zweck ihrer Sendung, daß ihnen die Schriftstücke von den umherstreifenden kaiserlichen Reitern mitweder abgenommen wurden, oder daß die Schreiben durch Käse oder sonstige Ereignisse zu Grunde gingen. Nun mußte aber unter allen Umständen eine wichtige Botschaft abgesandt werden; der kluge Torstensohn ließ daher einen seiner gewandtesten Leute kommen, diesem wurde die Botschaft in Geheimschrift auf den Rücken geätzt und ihm darauf die Order erteilt, zu dem Obersten M. zu eilen. Es ging auch alles ganz gut; der Mann durchzog, als Bauer verkleidet, Böhmen und begegnete öfters kaiserlichen Truppen, welche ihn aufs sorgfältigste, doch stets erfolglos visitierten. In der Nähe von Prag begegnete der Bote wieder einem Trupp Reiter. Diesmal recherchierten dieselben aber nicht bloß in den Taschen, den Schuhen, Kleidern, sogar in den Zähnen des Boten, sondern sie zogen ihn bis auf das Hemd aus, um ja ganz sicher zu gehen. Bestenfalls war schon einige Male vorgekommen bei dieser letzten Untersuchung hatte aber das Hemd des Boten dem Rücken ein großes Loch, welches durch das Reiben des auf dem Rücken getragenen Rucksackes und nach entstanden war. Durch dieses Loch entdeckte nun einer der visittierenden Soldaten die Schriftzeichen auf der Haut des Boten. Man versuchte darauf die Schrift zu entziffern, allein es gelang nicht. Nun hoffte man durch Schläge, sogar durch Anwendung der Folter den Inhalt der Schrift aus dem Boten herauszubringen; letzteres konnte ihn aber selbst nicht, denn den Schlüssel zum Entziffern hatte man ihm nicht anvertraut. Die Soldaten nahmen darauf ihren Gefangenen mit nach Prag; hier hielt man ihn Monate lang gefangen, ohne daß man den Inhalt der Schrift herauszubringen vermochte. Indessen hatte man immerhin den Vorteil erzielt, daß wenigstens der Feind keinen Gebrauch von der ihm zugeordneten Botschaft machen konnte.

Der römische Oberbefehlshaber von den Gallien, die durch ihre Wachsamkeit das Kapitol vor dem Ueberfall der Gallier gerettet haben; aber daß auch Krebse derartige patriotische Taten verrichten können, das wird wohl unseren Lesern neu sein. Auf der Insel San Domingo, einer der großen Antillen, wurde bis zur Zeit, wo die Franzosen die Insel einnahmen, alljährlich ein merkwürdiges Volksfest — das Krebsfest — gefeiert, bei welchem ein großer goldener Krebs von der Kathedrale von San Domingo und wieder zurück getragen wurde, dem sich die Einwohner in feierlicher Prozession angeschlossen. Dann folgte eine allgemeine Volkslustbarkeit. Die Ursache dieser merkwürdigen Feier datiert aus dem spanisch-englischen Kriege des 16. Jahrhunderts, in welchem die Engländer mitten in der Nacht mit zahlreichen Truppen landeten, um die Spanier zu überfallen. Schon waren mehrere Boote gelandet, als die Engländer plötzlich in geringer Entfernung Pferdegetrappel vernahmen: kein Zweifel, ihr Anschlag war verraten, und die Spanier hatten bereits ihre leichten Panzerreiter aufgestellt, um sie im Hinterhalte zu empfangen. Sie stiegen eiligst wieder ein, und die Flotte der Engländer wartete auf hoher See den Anbruch des Tages ab. Erst am Morgen erkannten die spanischen Wachtposten die feindliche Flotte und alarmierten die Besatzung durch Hütenerschüsse. Domingo wäre in den Händen der Engländer gewesen, wenn nicht ein sonderbarer Zufall die Spanier gerettet hätte. Auf der Insel gibt es nämlich noch heute Landkrebse von außergewöhnlicher Größe, die am Tage sich in den Sand einscharren und erst nachts, wenn Kühle eintritt, herauskommen und sich auf dem steinigten Boden lagern. Als die zahlreiche Krebsammlung das Geräusch der landenden Truppen und das Klirren ihrer Waffen vernahm, setzte sie sich in eiliger Flucht in Bewegung und stürzte in Haast den Böchern zu. Das Zusammenschlagen der Scheren auf dem Steinboden verursachte ein Geräusch, das ganz genau fernem Pferdegetrappel und dem Aufschlagen der Waffen glich. Die unschuldigen Krebse also schlugen den Feind in die Flucht. In Erinnerung an die „heroische“ That der Krebse stifteten die Spanier einen goldenen Krebs, der in der Hauptkirche von San Domingo aufbewahrt wurde, und das Krebsfest. Denn die ganze Begebenheit, welche die Insel rettete, schien ihnen ein Wunder zu sein. Leider erging es dem goldenen Krebse von San Domingo, wie so vielen ehrwürdigen Kostbarkeiten und Kunstwerken Deutschlands. Die Herren Franzosen packten ihn nach der Einnahme von San Domingo ein und schickten ihn nebst anderen Kostbarkeiten nach Paris.

— Eine merkwürdige Sitte. Der Konsul der Vereinigten Staaten am Kap der Guten Hoffnung wollte nach seiner Ankunft daselbst ein Pferd kaufen. Sein holländischer Wirt wies ihn mit schmunzelnder Miene zu dem Hause einer wohlhabenden Witwe. Der Amerikaner begab sich zu derselben und brachte sein Anliegen vor. Die hübsche Frau besah den Fremdling sehr aufmerksam und erkundigte sich dann nach seinen Referenzen. Obgleich der Konsul nicht einfach, was dieselben mit dem Kaufe eines Pferdes, das er bar bezahlen wollte, zu tun hatten, stellte er sich doch als der neue Vertreter der amerikanischen Nation am Kap vor, worauf die Dame meinte, daß ihr das genüge und er das Pferd erhalten könne. Der Konsul erlegte den Preis und wurde alsdann trotz seines Widerstrebens sehr gastfreundlich bewirtet; auch kam die ganze Nachbarschaft herbei und gratulierte ihm. Alles das setzte ihn in nicht geringes Erstaunen. Nach einiger Zeit erhob er sich, um sich von der Witwe zu verabschieden, welche ihn darauf bei der Hand faßte und mit holdselbigem Lächeln fragte, wann er sie heimzuführen gedente. Dem Amerikaner wurde es nun doch etwas schwindl zu Mute. Er erkundigte sich energisch, was diese Worte zu bedeuten hätten. Die Frau fragte ihn befremdet, ob es ihm denn nicht bekannt sei, daß am Kap jede heibratsfähige Person der besseren Stände ein Pferd halte und Erkundigungen eines Gentlemans nach dessen Prese einen Hebratsantrag in sich fassen? Nun bat Mr. Gerard um Entschuldigung. Es sei ihm nur um das Pferd, nicht aber um eine Frau zu tun gewesen, sitemalen er bereits mit diesem Artikel versehen, und so wurde denn das Geschäft wieder rückgängig gemacht.